

Das asketische Priesterideal.

Von P. Augustin Rösler C. Ss. R., Breslau-Grüneiche.

2. „Non multos patres.“

Seelsorger, Seelenführer, Seelenretter soll der Priester sein. Seine Askese darf sich daher nicht auf Sicherung des eigenen Seelenheiles beschränken. Der Seeleneifer gehört derart zu seiner tugendhaften Ausstattung, daß ohne entsprechende Anlage dazu und ohne Pflege dieses Talentes ihm der Beruf zum Priestertum abgesprochen werden müßte. „Qui caritatem erga alterum non habet, praedicationis officium suscipere nullatenus debet“, sagt der große Seelsorger auf dem päpstlichen Stuhle, Gregor I. Christus der Herr stellt sich als den guten Hirten dem Mietling gegenüber. Unzertrennlich ist danach das Hirtenamt als seine Lebensaufgabe mit ihm verbunden. Gerade so darf und kann der Priester seine Pflicht den Seelen gegenüber nicht ablegen.

Suchen wir nun nach dem stärksten und besten Ausdruck für diese dem Priester obliegende tugendhafte Hingabe an sein Hirtenamt, die auch den Höhepunkt seiner sozialen Aufgabe bezeichnet, so ist es der Vatername. Väterlichkeit ist demgemäß auch der Inbegriff seiner priesterlichen Tugenden. An sein asketisches Ideal wird der Priester jedesmal erinnert, wenn die Gläubigen ihn ihren Vater nennen. Die Praxis der Kirche diesbezüglich hat eine Hauptstütze in den Worten des Weltapostels, womit er den Korinthern, seinen „geliebten Kindern“ gegenüber die Wahrheit sagt. Ihre wählerische und allzu natürliche Bevorzugung einzelner Glaubenslehrer, die nach und neben Paulus aufgetreten sind, weist er in rhetorischem Schwunge mit den Worten zurück: „Wenn ihr zehntausend Erzieher haben solltet in Christus, so doch nicht viele Väter. In Christus Jesus habe

ich euch durch das Evangelium gezeugt. Somit ermahne ich euch: werdet meine Nachahmer" (I Kor. 4, 14. 15).¹⁾

Die kirchlichen Zustände würden sicher unerfreulich sein, wenn objektiv vom Klerus einer Zeit und eines Landes gesagt werden müßte, es fänden sich „nicht viele Väter“. Die Kirche stempelt sozusagen durch die Priesterweihe jeden ihrer Diener zum Vater. Zur Begründung eines Briefes schreibt der heilige Hieronymus an die ihm persönlich unbekannte Witwe Salvina: „Quia pro officio sacerdotii omnes Christianos filiorum loco diligimus et profectus eorum nostra est gloria“. ²⁾ Bei der Primizmesse wird der neugeweihte, den Jahren nach gewöhnlich noch zu den Jünglingen zählende Priester zum erstenmal als „Vater“ angeredet. Geradezu rührend ist es, wenn dem jungen Priester im Beichtstuhl, den er vielleicht zum erstenmal mit pochendem Herzen betreten hat, von einem Greise kindliches Vertrauen in der Anrede: „Mein Vater“ entgegengebracht wird. Seitens der Kirche ist es eigentlich erstaunlich, welches Vertrauen sie sowohl auf den Priester wie auf die Gläubigen setzt, wenn sie für das schwere, verantwortungsvolle Amt im Beichtstuhl väterliche Würde, Weisheit und Sorge bei einem Neugeweihten voraussetzt. Hier gilt im erhabensten Sinne die Mahnung des Dichters an den jungen Beichtvater: „Was du geerbt von deinen Vätern hast — Erwirb es, um es zu besitzen!“

In der Väterlichkeit läßt die Kirche das Priestertum gipfeln, indem sie die päpstliche Vollgewalt und Autorität in dem Titel „Heiliger Vater“ vereinigt. Als Vater der Diözese übernimmt der Bischof seine schwere Bürde. Die Leiter von Klostergemeinden werden, mögen ihre Amtstitel noch so verschieden lauten, vor allem als Väter betrachtet. In der klassischen Regel des heiligen Patriarchen Benedikt nimmt das Bild des Abtes im 2. Kapitel die hervorragendste Stelle ein. Was Abt Benedikt Sauter in den „Kolloquien über die heilige Regel“ (2. Aufl., Freiburg 1901, S. 174) dazu unübertrefflich schön gesagt hat, kann der Vater in der natürlichen wie in der religiösen Familie beherzigen. „Wir bilden im Vollinhalte des Wortes eine geistliche Familie. Diese unsere Verfassung hat ihren Urgrund und ihr Urbild in keinem Geringeren als

¹⁾ Vgl. Philem. 10. Den Galatern gegenüber (4, 18) vergleicht er sich sogar mit einer Mutter.

²⁾ Migne P. L. t. XXII. 724.

dem himmlischen Vater, von welchem alle Vaterschaft stammt und alle Kindschaft ausgeht. Er, der im göttlichen, dreifaltigen Leben der Vater ist, er hat sich in seiner Macht und Güte gewürdigt, uns zu seinen Kindern zu machen.“ Endlich hat die Sprache aller katholischen Völker dem Priester mit Vorzug den Vaternamen gegeben. Kardinal Manning hatte eine begründete Abneigung gegen die Bezeichnung „Weltpriester“, desto mehr trat er für den Titel „Father“ ein, der ja auch in England allgemein gebräuchlich ist. Gerade in den deutschen Sprachgebieten ist dieser Gebrauch verkümmert. Seit der sogenannten Reformation hat die deutsche Sprache zumal auf dem religiösen Gebiete viel von ihrer Gestaltungskraft eingebüßt. Daher ist nur die lateinische Bezeichnung Pater, gewöhnlich wieder nur auf den Ordensklerus beschränkt, in Übung.

Ehe auf die tiefe Bedeutung des priesterlichen Vaternamens in asketischer Beziehung eingegangen wird, ist jedoch ein Wort über die Abschwächung und Verdrängung des Vaterbegriffes aus der modernen Gesellschaft überhaupt am Platze. Vater bedeutet Autorität. Das Christentum hat die Ausartung der väterlichen Gewalt in tyrannische Willkür in die richtigen Schranken zurückgeführt und der patria potestas eine religiöse Verklärung mit schwerer Verantwortlichkeit verliehen. Dagegen ist die Kirche weit entfernt davon geblieben, die dem Vater von Natur aus eigene Autorität abzuschwächen. Das christliche Familienleben hatte daher unter dem Einfluß der katholischen Kirche bis in die Neuzeit in der väterlichen Autorität seine Grundlage. Von der Familie aber ging diese naturgemäße Einrichtung auf Gemeinde, Provinz und Reich über. Das kostbare, idyllisch anmutende, aber streng geschichtliche Büchlein des Pfarrers von Mühlhausen H. Gethy „Die altelsässische Familie“ (Freiburg 1891) ist von diesem Gedanken, bezw. dieser Tatsache durchzogen. „In unseren alten Familien“, heißt es im Rückblick (S. 225), „war der Vater wie eine geheiligte Person angesehen. Von solchen Vätern durften Söhne schreiben: Das Gesetz des Herrn war eine Leuchte seinem Fuße, eine Richtschnur auf seinem Pfade. Der Vater war so recht der Stellvertreter Gottes, dessen Aufgabe es war, im Hause der Ahnen den Glauben an Christum, die häuslichen Tugenden, die Reinheit der Sitten, die Einfachheit des Lebens, die Zucht in der Arbeit, die Furcht Gottes, die Liebe zur Kirche und das Andenken an die Toten, kurz alle jene großen Gedanken

und Gefühle, die so lange schon das Glück zahlreicher Geschlechter gebildet hatten, fortzupflanzen.“

„Jeder Familienvater, sei er ein armer Handwerker, ein schlichter Bürger, ein anspruchsloser Beamter, ein unbestechlicher Richter oder ein berühmter Staatsmann, muß auf einem größeren oder kleineren Gebiete seine Talente entwickeln, die ihm Gott geschenkt, um das Glück seiner Kinder zu sichern. Im Elsaß war das öffentliche Leben schon seit mehreren Jahrhunderten das Spiegelbild des Häuslichen gewesen. Höhere wie niedere Beamte fühlten, dachten und handelten in ihrem Wirkungskreise wie ein Familienvater unter den Seinen. Familienüberlieferungen wurden zu Ortsgebräuchen oder bildeten sogar die Grundlage für öffentliche Verordnungen. Christlicher Odem durchwehte die Gemeinden, kurz, Gott und Glaube waren die Richtschnur im Staate und Gemeindeleben ebensovoll als im häuslichen Kreise“ (S. 193).

Mit dem Schwinden der richtigen Auffassung von der Autorität ist auch die Hochschätzung des Vaters im gesellschaftlichen Leben abhanden gekommen; ja, die allmähliche Beseitigung der Autorität offenbart sich eben in dem Aufhören der väterlichen Gewalt. Der ehemalige lutherische Pastor Hasert pflegte nach seiner, unter den schwersten Opfern vollzogenen Rückkehr zur Kirche seine Ueberzeugung in den Satz zu fassen: „Luther hat die Vaterschaft vernichtet.“ Er meinte damit den revolutionären Ansturm Luthers gegen die kirchliche Autorität, die mit beklagenswerter Folgerichtigkeit ebenso die natürliche Ordnung der Familie angreift, wie der katholische Vaterbegriff von der Kirche aus auch die natürlichen Gemeinwesen gefestigt und erhoben hatte. Die modernen Wirtschaftsverhältnisse haben sich schließlich mit der irrigen Theorie vereinigt, um den Vater in der Familie immer ohnmächtiger zu machen. Die an sich berechnete Betonung des mütterlichen Einflusses auf die Erziehung hat allmählich ein solches Uebergewicht erlangt, daß die Fragen nachdenklicher Soziologen immer lauter werden, ob denn der Vater in der Mutter aufgegangen sei. Das deutsche bürgerliche Gesetzbuch hat das Elternrecht an die Stelle des Vaterrechtes gesetzt; auf Grund der Geschichte und der Naturbetrachtung ist jedoch dem Vater der gebührende Vorrang gewahrt worden. Gegen diesen „Patriarchalismus“ laufen nun die Vertreterinnen der sozialistischen und liberalen Frauenbewegung Sturm. Aber auch von katholischer

Seite erhalten diese Sturmfrauen teils schüchtern, teils offen Unterstützung.¹⁾ Als die Konvertitin Elisabeth Gnauck-Rühne, die mit ihren seltenen Geistesgaben und ihren unbestrittenen Verdiensten infolge unverschuldeter persönlicher Verhältnisse doch nie eine völlig klare Auffassung von der gegenseitigen Stellung der Geschlechter erlangte, mit ihrem Reim „Mütterlichkeit — Ritterlichkeit“ auftrat, fand sie bei vielen katholischen Frauen und Männern treue Gefolgschaft. Die Väterlichkeit schließt wohl im Falle eines Angriffes auf die Familie die Pflicht zur ritterlichen Verteidigung in sich, aber die Ritterlichkeit kann den viel umfassenderen Begriff Väterlichkeit nicht ersetzen. Der Mutter steht nicht der Ritter, sondern der Vater gegenüber. Nicht genug kann der Wert der Mutter geschätzt werden. „Im Heiligtum der Familie“, heißt es von der „altelsässischen Familie“, „waltete die Mutter in Anmut und Reinheit, voll zartfühlender Liebe. Unter ihrem wohlthuenden Einflusse blühte der Friede in der Familie, drang in aller Herzen und strahlte auf aller Antlitz wider“. Aber gleichberechtigte Vertreterin der Autorität in der Familie neben dem Vater kann sie nicht sein; nur im Notfalle kann sie diesbezüglich seine Stelle vertreten.

Daß in der modernsten Schöpfung der Revolution, in der „Deutschen Republik“, in der das souveräne Volk durch das gleiche Wahlrecht jedem zwanzigjährigen Burschen und Mädchen gestattet, die Rolle Ludwigs XIV. mit seinem Worte: „L'état c'est moi“ zu spielen, das Wort Vater seinen Inhalt verloren hat, ist ohnweilers klar. Im Lichte der Vernunft und des Christentums erscheint der vaterlose, sozialistische Familienersatz als das elendeste aller neuesten Ersatzprodukte.

Hoffentlich werden die vorstehenden Zeilen nicht als eine unnötige Abschweifung vom Thema angesehen. Leider bilden sie den sehr dunklen Hintergrund des modernen Lebens, von dem sich die Lichtgestalt des Idealpriesters abhebt, der im erhabensten Sinne Vaterstelle an den Kindern Gottes zu vertreten hat. Der Menscheng Geist erhebt schon den Mann im Ehestande über den Rang eines bloßen Erzeugers seiner Kinder, und im ehrwürdigen Vaternamen findet diese Stellung ihren Ausdruck. Für die Kinder Gottes aber, die „nicht aus dem Geblüte noch aus dem Willen des Mannes,

¹⁾ Vgl. Diane Becker, „Die Frauenbewegung“. Rempten und München 1911, S. 133 ff.

sondern durch Wort und Sakrament aus Gott geboren werden“, hat der Heilige Geist in der Priesterweihe die geistigen Väter bestellt, die als wahre „Geistliche“ den Banden von Fleisch und Blut entrückt für die Gottesfamilie zu sorgen haben. Auch unter diesem Gesichtspunkte drängt sich die freigewählte Ehelosigkeit als Forderung für den Priesterberuf auf. Die natürliche Jugend hinderte nach dem heiligen Paulus seinen Schüler Timotheus nicht, an der Spitze seiner Gemeinde nicht bloß die Jugend, sondern auch die ergrauten Familienglieder zu ermahnen, weil sie den jugendlichen Bischof nicht hinderte, „als Vorbild der Gläubigen in der Rede, im Verkehr, in der Liebe, im Glauben, in der Keuschheit“ voranzuleuchten (I Tim. 4, 12). So gilt auch heute für den neugeweihten jungen geistlichen Vater die apostolische Mahnung: „Juvenilia desideria fuge“ (II Tim. 2, 22), die sich mit dem Worte des Heiligen Geistes verbindet: „Senectus venerabilis est non diuturna neque annorum numero computata; cani autem sunt sensus hominis et aetas senectutis — vita immaculata“ (Sap. 4, 8. 9).

Diesen Worten gemäß muß sich die priesterliche Vaterwürde konkret im öffentlichen Auftreten des Priesters kund tun. Wenige Konzilien, Provinzial- und Diözesansynoden sind gehalten worden, auf denen nicht auch die „vita et honestas clericorum“ eingehende Beachtung gefunden hätte. Das neue Gesetzbuch beschränkt sich in can. 136 darauf den „decens habitus ecclesiasticus“ einzuschärfen und in den folgenden Kanones die mit der priesterlichen Würde unvereinbaren „juvenilia desideria“, ohne gerade diesen Ausdruck zu brauchen, für unstatthaft zu erklären. Die ganze würdevolle Erscheinung des Priesters nach außen soll aber von dem väterlichen, ernstesten und gütigen Geiste getragen sein. Nicht als Theaterheld darf der Priester mit einstudierter Vaterrolle am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in der Schule, im Verein erscheinen, vielmehr muß seiner Person würdevoll väterliches Auftreten zur zweiten Natur geworden sein, die er auch auf der Reise, in der Erholung, in fröhlicher Gesellschaft nicht verleugnen kann. Redeweise, Lachen, Blick, Kleidung, Gang, Bewegung werden dann unwillkürlich den Vorstellungen entsprechen, die sich der gläubige Christ von dem Stellvertreter Christi bildet. Den Vater im Himmel sollen ja in seinen Söhnen die Menschen preisen, die ihre guten Werke als leuchtendes Vorbild sehen (Mt. 5, 16). Die Anstandsregeln für den Umgang

mit der gebildeten Welt sind natürlich viel zu wenig in dieser Beziehung; sie allein könnten höchstens einen lächerlichen Salonhelden aus dem Priester machen. Ein ungezügelter Sichgehenlassen verträgt sich mit der Vaterwürde ebensowenig. In rauhen und rohen Schalen kann ja ein kostbarer Kern verborgen sein, allein das Ideal fordert Uebereinstimmung zwischen äußerer Bildung und innerem Gehalt. Ohne früh begonnene und treu fortgesetzte Ascese des inneren und äußeren Menschen ist dieses Ideal auch bei gut veranlagten Naturen kaum zu erreichen, während auch minder günstige Talente diesbezüglich durch beharrliche Uebung annähernd zum Ziele gelangen. Manche Orden verstehen es, ihren Mitgliedern einen eigentümlichen Charakter auf- und einzuprägen. Das Konzil von Trient, von früheren und späteren Bestimmungen zu schweigen, hat nicht umsonst auf die frühzeitige Bildung der Diener des Heiligtums gedrungen. Ein oder mehrere Alumnatsjahre vor der Weihe genügen für gewöhnlich nicht, um den Vater der Gläubigen mit der nötigen Würde auszustatten, falls nicht andere günstige Einflüsse vorausgegangen sind. Bloße schablonenhafte Abrichtung und äußerer Schliß ohne wahren klerikalen Geist verflüchtigt sich allzu schnell im Verkehr mit der Welt und in der Freiheit, die dem alleinstehenden Priester in der Welt zusteht.

Aber auch die beste Erziehung gibt schließlich noch keine Gewähr für die Bewahrung der einmal erreichten väterlichen Würde, wenn sie nicht gepflegt wird und mit der Zeit zunimmt. Dem Priester braucht nicht lange diesbezüglich zu sein, wenn sein Leben mehr und mehr ein beständiger Verkehr mit dem „Vater der Lichter“ in süßer Einsamkeit unter Gebet und Betrachtung wird. Der gottinnige Priester wird zum würdevollen Gottesträger. Vom Altare steigt er herab wie einst Moses vom Sinai, von der Majestät des Herrn durchleuchtet und zugleich von der väterlichen Sorge für die Gläubigen durchglüht, die der himmlische Vater selbst für die Seinen trägt. Wissenschaftliche Fortbildung ist dem Priester unentbehrlich, zu eifriger Arbeit in der Seelsorge muß er jederzeit bereit sein, aber weder Arbeit noch Wissenschaft werden ihn auf der Höhe erhalten, wenn das Gebet nicht den Goldgrund von beiden darstellt. Den Vatersegen erfleht der Priester seinen Gläubigen im Gebete. Ohne Gebet sinkt sogar seine Seelsorgearbeit zum natürlichen Tätigkeitstrieb herab, während die Wissenschaft in fruchtlose und eitle

Wißbegier ausartet. Gewöhnlich aber hört der Priester, der nicht mehr betet, auch auf zu studieren und zu arbeiten. Er verwandelt sich allzuleicht in den „aper de silva et singularis ferus“ (Ps. 79, 14), der den Weinberg der Kirche verwüstet. Anstatt als Vater der Seelen in himmlischer Würde sich zu betätigen, wird er zum Seelenverderber im Dienste des Menschenmörders von Anbeginn. So war es z. B. leider seit Jahrzehnten eine offenkundige Tatsache, daß nicht wenige der Priester ihre aus Brevier geknüpften Gebetspflicht arg vernachlässigten, die gegenwärtig als nationale Fanatiker in unverschämter Fleischeslust das tschechische Volk zum Abfall verleiten.

Das Gebet ist sodann unerläßlich für den Priester, da er mit der Vaterwürde auch die Vaterweisheit zu verbinden hat. „Willst du Weisheitsworte hören — Graue Männer mußt du fragen“, läßt der Dichter den Prior von Dreizehnlinden sprechen. Nun schützen ja auch graue Haare nicht immer vor Torheit, aber das Dichterwort bleibt trotzdem als Regel bestehen. Der junge Priester in der Blüte des Lebens muß jedoch von dieser Regel eine erfreuliche Ausnahme machen. Trotz der Jugendfrische braucht er für sein priesterliches Wirken die Weisheit des Alters. Er darf vertrauen, daß der Geist Gottes im berufstreuen und reinen Herzen die mangelnde Erfahrung ersetzt, zumal es sich nicht um weltliche Klugheit, sondern um die „Weisheit von oben“ handelt. Daß Wissenschaft, auch theologische, nicht schon Weisheit ist, mögen beide auch als Zwillingsschwestern miteinander verwachsen sein, ist klar. Auch ein gelehrter Theologe kann mit einem bedauerlichen Mangel an christlicher, praktischer Weisheit behaftet sein. Jene „überirdische Weisheit, die vor allem feusch ist, dann friedfertig, bescheiden, gelehrig, voll von Barmherzigkeit und von guten Werken, ohne Streitsucht, ohne Verstellung“ (Jak. 3, 17), stammt vom Kreuze und hängt am Kreuze. Als Begleiterin des Apostolats wird sie daher vom Weltapostel sogar als Torheit des Kreuzes der Weisheit dieser Welt entgegengestellt (I Kor. 1, 21; 3, 19). Mit dem Schatze dieser Weisheit ausgestattet gleicht der Priester dem Hausvater, der Neues und Altes daraus verteilt (Mt. 13, 52).

Diese dem Kreuze entquellende Weisheit verleiht auch dem jungen Priester zunächst väterliche Geduld, die ihn abhält, törichterweise den überstürzten Reformator spielen zu wollen. Der zweiteilige Auftrag an den Propheten des Schmerzes: *Constitui te, ut*

evellas et destruas et aedifices et plantes¹⁾ umfaßt ja auch die ganze priesterliche Tätigkeit. Aber zum Niederreißen sowohl wie zum Aufbauen gehört weise Ueberlegung. Der unkluge Uebereifer vernichtet, was noch lebensfähig gewesen wäre und entwirft Baupläne, die er nicht ausführen kann oder unvollendet lassen muß. Im sittlichen Leben sind Lob und Tadel unbeschreiblich wichtige Werkzeuge, um aufzubauen und niederzureißen. Beide recht zu gebrauchen, setzt tiefgegründete Erziehungsweisheit voraus. Kein Vater kann ohne diese Mittel seine Aufgabe erfüllen, am wenigsten der Priester. Vaterweisheit muß ihm Lob und Tadel zur rechten Zeit und in der rechten Weise in den Mund legen. Wie viel unnützen Aerger hätte sich mancher Priester ersparen können, wenn er vor gutgemeinten Schritten nach der einen und der andern Seite hin unter dem Kreuze betrachtend um Rat gefragt hätte!

Rat geben setzt Weisheit und Klugheit voraus. Der scharfe Blick, der die rechten Mittel zum guten Zweck erkennt, ist nur dem gewiegten Kenner der Sache, der alle Umstände ruhig zu überlegen versteht, eigen. Vom Familienvater erwartet das Kind mit Recht diesen Blick. Er ist der berufene Ratgeber, der in gewissem Bereiche nicht einmal ungefragt bleiben darf. Das gilt noch viel mehr vom Priester. „*Labia enim sacerdotis custodient scientiam et legem requirent ex ore eius, quia angelus Domini exercituum est*“ (Mal. 2, 7). So recht als Vater seiner Diözese ist der heilige Antonin von Florenz mit dem Beinamen des Ratgebers (*Antoninus consiliorum*) geschmückt worden. Wie viel geduldige und väterliche Einsicht, Vorsicht, Umsicht, Rücksicht und Nachsicht gehört nun unter den modernen vielgestaltigen und verworrenen Verhältnissen dazu, um ähnlich als weiser Ratgeber bekannt zu werden? Die genaueste Kenntnis des *Codex iuris* kann dem Vater der Diözese diese Gabe nicht verleihen, wenn nicht eine ebenso gründliche Kenntnis des *Codex caritatis* im Evangelium dazukommt. Der heilige Vinzenz von Paul steht als *Caritasapostel* in dieser Beziehung hochragend da. Seine Methode im Ratgeben, die von seiner asketischen Vollendung Zeugnis ablegt, ist der Nachwelt überliefert worden. Zuerst ersuchte er, um Rat gefragt, den Beistand Gottes im Gebete. Oft lud er auch die Ratsuchenden ein, gemeinsam mit ihm um Erkenntnis des göttlichen Willens zu beten. Sodann hörte er das Vorgebrachte

¹⁾ Jerem. 1, 10.

mit größter Aufmerksamkeit an, überlegte es gewissenhaft und ließ sich, um ja keinen Umstand zu übersehen, alles genau auseinanderlegen. Drittens gab er nie eine übereilte Entscheidung und bei wichtigen Angelegenheiten erbat er sich Bedenkzeit. Viertens freute er sich sehr, wenn man andere Personen zu Rat zog; er selbst holte gern Rat von anderen ein. Endlich hütete er sich vor kategorischen Urteilen und überließ, während er seine Meinung kundgab, den Leuten selbst die Entscheidung. Wurde er aber zur Entscheidung gedrängt, so gab er sie mit aller Bestimmtheit, doch so, daß er diejenigen nicht verletzte, die seine Meinung nicht teilten.¹⁾ Auch der Pfarrer einer kleinen Gemeinde wird vollauf zu tun haben, wenn er diese Methode väterlicher Weisheit in Anwendung bringt. Und er wird sie sich aneignen, wenn er wahre Vater Sorge für seine Pfarrkinder trägt.

Dürfte doch das paulinische „Non multos patres habetis“ nicht auf den Klerus in irgend einem Lande bezüglich der Vater Sorge angewendet werden! Freilich würde es dann allenthalben heute Märtyrer der Liebe geben, denn ein Priester mit väterlichem Herzen muß so viel Schmerz und Kummer mitfühlen, so viel anstrengende Arbeit leisten, so viel eisernen Heldenmut aufbringen, daß er in Vergleich damit das Zeugnis des Blutes für den Glauben für leichter ansehen könnte. „Non multos patres“ wird zur Anklage, wenn dieses Martyrium gemieden und dafür die Seelsorge zum Kanzleidienst mit bestimmten Tagesstunden, zur schnellen Verrichtung der offiziellen Funktionen oder gar zur bequemen Sinecure herabgewürdigt wird. Gäbe es Pfründenjägerei und Titelsucht, wenn jeder Pfarrer auch ein Vater nach dem Beispiel und Wort des Weltapostels wäre? Der Optimismus ginge bis zum blinden Nichtsehentwollen, wenn wir das „Non multos patres“ für die Gegenwart nicht schmerzlich anwendbar finden wollten. Wir würden uns aber auch eines schlimmen Pessimismus schuldig machen, wollten wir die heldenmütige Vaterliebe und Vater Sorge verkennen, die doch in vielen katholischen Seelsorgerherzen glüht. Die Kinder dem Alter nach sind die ersten, denen diese Sorge zugute kommt, die freilich auch das erste Unrecht darauf haben. Der Kampf auf Leben und Tod, der nach französischem Muster nun auch in Deutschland um das Kind in der Schule

¹⁾ Vgl. Rosmini, „Konferenzen über die Priesterpflichten“. Uebersetzt von Hiendl. Regensburg 1883, S. 271.

entbrannt ist, gibt zuerst den Seelsorgern Gelegenheit, sich als Väter zu erzeigen. „Seribo vobis patres, quoniam cognovistis eum, qui ab initio est“, kann diesbezüglich der kampfesmutige Liebesapostel (I. Jo. 2, 13) den Seelsorgern zurufen und sie zu dem Kampfe gegen die „vielen Antichristen“ ermuntern, dessen Ausgang er in das Wort faßt: „Haec est victoria quae vincit mundum, fides nostra“ (I. Jo. 5, 4).

Watersorge ließ den heiligen Alphonfus bis in sein 90. Jahr nicht zur Ruhe kommen; jede Nachricht über die Heilsgefahren der Gläubigen erschütterte und drängte ihn zu neuen Vorlesungen gegen die Gefahren. „Das Evangelium muß neu gepredigt werden“ war eine Art Wahlspruch für den heiligen Klemens Hofbauer geworden, als er in Wien mit Vaterliebe ein neues katholisches Geschlecht heranzubilden sich bemühte. Wie predige ich das alte Evangelium neu meiner Gemeinde? fragt heute ebenso der besorgte Pfarrer. Die gedruckten Predigten in seinem Bücherschrank genügen ihm nicht. Sie mögen aus beredtem Munde und aus gewandter Feder geflossen sein, aber sie sprudelten nicht aus seinem Vaterherzen für seine Pfarrkinder; somit können sie ihm höchstens Stoff bieten, der noch zu verarbeiten ist. Weil er weiß, daß fremdes Brot den Kindern Nuchen ist, meint er auch nicht, daß seine Pfarrkinder Sonntag für Sonntag, jahraus, jahrein nur mit dem von ihm gebackenen Brote gespeist werden müssen; daher ruft er dann und wann auch Mitbrüder auf die Kanzel und in den Beichtstuhl, die andere Stimme und andere Gedankengänge haben. Schließlich sagen seine Leute trotzdem: Wie unser Pfarrer predigt doch keiner!

Watersorge läßt den Seelsorger nicht schlafen, wenn vor seinen Augen seinen Gläubigen Gefahren durch Theater, Vergnügungen, Zeitungen usw. drohen. Wenigstens warnt er und hält den Vorwurf von sich ferne, ein stummer Hund zu sein, der nicht bellen kann.

Watersorge macht den Seelsorger zum besonderen Freunde der Armen und Kranken. Als Armenvater ist er unabsehbar, obschon die Neuzeit die Armenfürsorge der Kirche entrissen hat. Als barmherziger Bruder besucht er die Kranken, denen sein väterliches Trostwort oft mehr Vertrauen einflößt als die Medizin. Die Worte des Rituals findet er für selbstverständlich und sie beschreiben nur seine Praxis: „Non expectabit, ut ad eum (infirmum) vocetur, sed ultro ad eum accedat, idque non semel tantum sed saepius, quatenus opus

fuerit. . . . Ingravescente morbo parochus infirmum frequentius etiam postquam rite sacramenta suscepit, visitabit et ad salutem diligenter iuvare non desinet.“

Drängt die Vaterliebe den Priester in die Häuser seiner Pfarrkinder zu gehen, sobald darin irgend eine Not eingekehrt ist, so werden die Parochianen ihrerseits mit kindlichem Vertrauen sich seinem Hause nahen. Das Pfarrhaus wird ihnen zum Vaterhaus und es kann vorkommen, daß junge Leute vertrauensvoller zu ihrem Pfarrer gehen, um sich Rats zu holen, als daß sie vor die Eltern treten. Das Kapitel, das Kardinal Manning in seinem Buche: „Ewiges Priestertum“ dem Pfarrhaus gewidmet hat, wird dabei freilich als Tatsache vorausgesetzt.

Diese Andeutungen, die sich ins Ungemessene erweitern ließen, dürften genügen, um die tiefe und weite Bedeutung des priesterlichen Vaternamens darzutun. Dem glücklichen Priester, der diesem Ideal alles asketischen Strebens nahekommt, weinen zuletzt am Grabe seine Pfarrkinder wie einem Vater nach. Sie fühlen sich verwaist; sie meinen, einen solchen Pfarrer nicht wieder bekommen zu können; sie schreiben auf seinen Grabstein in kindlicher Dankbarkeit die Lebensgeschichte ihres Seelsorgers in dem einen Worte: Unser Vater.

Das akademische Frauenstudium als pastorales Problem.

Von P. Franziskus W. Stratmann O. P., Studenten-Seelsorger, Berlin.

IV. Die praktische Seelsorge.¹⁾

Worauf stützt sich das Recht und die Notwendigkeit einer besonderen Akademiker-Seelsorge? Auf die besondere Lage der akademischen Jugend. Die akademische Jugend unterscheidet sich von der übrigen Jugend in zwei Punkten: dadurch, daß sie eine größere Freiheit besitzt und dadurch, daß sie ein gesteigertes geistiges Leben führt. Diese beiden Besonderheiten haben für das religiöse Leben eine positive und eine negative Seite, sind gleichzeitig Vorteile und Gefahren für die akademische Jugend. Im Hinblick auf die positive Seite möge der Studenten-Seelsorger darauf hinweisen,

¹⁾ Infolge Verkehrsperre in Deutschland konnte das Manuskript (4. Fortsetzung) nicht mehr rechtzeitig eintreffen, um im 1. Heft 1920 veröffentlicht zu werden. Wir tragen daher jetzt den Schluß des Artikels nach.

Die Red.